

Vorwort der Herausgeber

Liebes- und Hochzeitsdichtung der Spätantike

Die Liebesdichtung des vierten bis sechsten Jahrhunderts n. Chr. ist von einer Ambivalenz getragen, die wohl allen literarischen Genres der Zeit eigen ist: Ohne Kenntnis ihres engagierten Dialoges mit älteren Referenztexten bleibt sie unverständlich, aber sie bleibt es auch, wenn die Eigenständigkeit ihrer sprachlichen, gedanklichen und künstlerischen Anliegen zu gering veranschlagt wird. Unter Liebesdichtung verstehen wir erotische, das heißt: mit den Gottheiten des Eros und der Venus befasste, die antike Mythologie fortschreibende Dichtung. Der Umfang der einzelnen Stücke reicht von Epigrammen mit lediglich zwei Versen bis zu den beinahe 300 des Gedichtes *Perdicas' Leiden*. Die Vielfalt der Formen, Motive und traditionsgebundener wie neuer literarischer Elemente legt nahe, der Unterscheidung zwischen »christlich« oder »nicht-christlich« keine selbstverständliche und immer vorgeordnete Relevanz zuzuweisen. Nicht zuletzt bestätigt das spätantike Interesse an diesem Genre auch die dauernde intellektuelle Potenz der antiken mythologischen Phantasie, deren Bildinventar erweitert, neu kombiniert und mit neuen Deutungen belegt wird.

Die mit der erotischen Dichtung über zahlreiche Motive eng verbundenen Hochzeitsgedichte bilden ein noch fester umrissenes literarisches Subgenre, innerhalb dessen spätere Repräsentanten immer wieder die früheren zitieren. Gemeinsamkeiten finden sich zum Beispiel im vorgestellten Anlass (*Epithalamium* bezeichnete das vor dem Brautgemach gesungene Lied), im Zugriff auf ein wiedererkennbares Repertoire von inhaltlichen und formalen Elementen und in dem Interesse der Dichter daran, Poetik und Poetologie z. B. in Form der Gattungsreflexion miteinander zu verknüpfen. Indem unser Band über Werkausgaben und Anthologien verstreut publizierte Texte versammelt und großenteils erstmals in deutscher Übersetzung präsentiert, steht zu hoffen, dass solche Querverbindungen zwischen Texten, die über den möglichen historischen Anlass hinausweisen, deutlicher vor Augen treten.

Die Variation wiedererkennbarer Elemente ist ein aus der antiken Literatur übernommenes Verfahren mit dem Ziel, der Leserschaft frühere Exponenten des Genres in Erinnerung zu rufen und sie zu Vergleichen bis

in die Details hinein anzuregen, etwa dahingehend, wie Angaben zu Familie, Herkunft, Lebensweg und Charakter der Brautleute aufgeführt sind, wie günstige Vorzeichen, Festvorbereitung und -verlauf gestaltet, Mythisches wie die Teilnahme der Venus und ihres Gefolges oder Rituelles wie Eheschließung und Segenswünsche vor dem Brautgemach eingefügt sind, schließlich auch, wie innerliterarische Aufgaben gelöst sind, z. B. die Frage nach der Gegenwart des Dichters selbst beim Fest, aus der sich spezifische Möglichkeiten für die Inszenierung der Sprechsituation gewinnen lassen. Die Namen der Brautleute tauchen oft erst spät im Gedichtverlauf auf, nicht selten sind Einzelheiten zum Fest, Ritus und individuelle Umstände so reduziert, dass das literarische Unterfangen auch ganz ohne historische Verankerung bei einem tatsächlichen Ereignis auskäme.

Die spätantiken Epithalamien gehören zur sogenannten okkasionellen Dichtung, in der die thematische Einheit eines Gedichtes durch einen (vorgestellten) Anlass bzw. eine Gelegenheit hergestellt wird, z. B. durch eine Reise oder ein Fest. Wie andere poetische Kleinformen können sie auf zwei unterschiedliche antike Traditionen zurückgreifen: einerseits auf die entsprechenden kleineren Gedichtformen seit der frühgriechischen Lyrik über hellenistisch-alexandrinische bis zu den antiken lateinischen Werken, wie sie in Catulls Gedichtsammlung, Vergils Buch der *Eklogen*, den Gedichtbüchern des Horaz, Ovids *Amores* oder Statius' *Silvae* repräsentiert sind. Andererseits boten die epischen Langdichtungen in homerischer Tradition ausgearbeitete Szenen und Schilderungen, auf die selbständige Dichtungen wie die Epithalamien verweisen konnten. Zu den prominenten Referenztexten gehören im vierten bis sechsten Jahrhundert Claudians Hochzeitsdichtung aus dem vierten und Statius aus der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, insbesondere dessen *Hochzeitsgedicht für Stella und Violentilla* (*Silvae* 1,2), während z. B. eine direkte Verarbeitung der Hochzeitsgedichte Catulls (Nr. 61, 62 und 64) kaum zu greifen scheint.

Zur Überlieferung der Gedichte

Unsere Sammlung von Liebes- und Hochzeitspoesie schließt Werke der wichtigsten Dichter der Spätantike ebenso ein wie anonym tradierte Kleinformen. Dementsprechend disparat ist die Geschichte ihrer Überlieferung.

Während etwa das umfang- und einflussreiche Werk des Claudius Claudianus in mehr als 300 Handschriften überliefert ist, verdanken wir unsere Kenntnis vieler Gedichte, die Teil der sogenannten *Anthologia Latina* sind, nur einem einzigen handschriftlichen Exemplar, dem *Codex Salmasianus* aus dem achten Jahrhundert, dessen Name auf seinen Besitzer Claude de Saumaise zurückgeht. Die Sammlung entstand bald nach 534 in Nordafrika und enthält neben schlichten Epigrammen (in unserem Band etwa Nr. 10–19) anspruchsvollere Kompositionen wie das mythologische Gedicht eines sonst unbekannten Dichters namens Reposianus, das die Liebesaffäre zwischen Venus und Mars anmutig inszeniert (Nr. 3), oder das anonyme *Pervigilium Veneris* (Nr. 21: *Venus' nächtliches Fest*), das die Macht der Göttin der Liebe feiert. Auch in anderen Fällen haben Texte nur knapp überlebt: Das originelle Gedicht über die krankhafte Liebe des Perdicas kennen wir nur dank einer einzigen fehlerhaften Handschrift des 15. Jahrhunderts; noch ungewöhnlicher ist der Überlieferungsweg des anonymen Gedichtes über Alcestis (Nr. 23: ein mythischer Stoff, der vor allem durch die gleichnamige Tragödie des Euripides bekannt ist); es handelt sich um einen der sehr wenigen literarischen Texte in lateinischer Sprache, die auf Papyrus überliefert sind; der Text wurde erst 1982 erstmals publiziert.

Zur Übersetzung

Die *Bibliothek der lateinischen Literatur der Spätantike* findet sich in ihrem Anliegen, weniger bekannte Texte über zielsprachenorientierte Übertragung unterschiedlichen Leserinteressen zugänglich und für verschiedene Disziplinen nutzbar zu machen, mit einem für das Übersetzen aus dem Lateinischen insgesamt charakteristischen Paradoxon konfrontiert. Während einerseits die Zeugnisse der Übersetzungsreflexion gegenüber denen zu neueren Fremdsprachen in der Zeit weit zurückreichen und auch das Lateinische selbst als Zielsprache seit den antiken Übertragungen aus dem Griechischen bis zu den großen Summen zum Übersetzen aus dem Deutschen im Gymnasialunterricht des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts Gegenstand intensiver systematischer Erfassung und regelhafter Aufbereitung in den Bereichen der Grammatik, Syntax und Stilistik war, haben die modernen Fremdsprachen einen ungleich höheren Grad an Selbstverständlichkeit in zielsprachenorientierter Praxis und Theoriebildung er-

reicht. Davon profitieren jedes Jahr die zahlreichen Übersetzungen neuer Werke für den Buchmarkt, und die entsprechenden Philologien verdanken ihren zumindest grundständigen Konsens über Äquivalenzkriterien nicht zuletzt einem engagierten Dialog sowohl mit der in den letzten einhundert Jahren fortgesetzt erfolgreich betriebenen systematischen Sprachwissenschaft und ihren Teildisziplinen wie auch mit den eigenständig entwickelten Übersetzungswissenschaften. Dieser Dialog hat in der Beschäftigung mit dem Lateinischen zumindest im deutschsprachigen Raum keine vergleichbare Intensität oder Selbstverständlichkeit erreicht. Bereits in beiläufigen Bemerkungen in Vor- und Nachworten zu Übersetzungen wird oft deutlich, wie unterschiedlich die Vorstellungen bei den Fachvertreterinnen und Fachvertretern sind. Möglicherweise spielt hier die Sonderstellung des universitären Faches in Deutschland keine geringe Rolle, insofern der beständige Blick auf die gymnasiale Lehrerbildung das Übersetzen im Studium vorgreifend im Kontext der schulischen Leistungsmessung verortet.

Tatsächlich lässt sich aber auch an eben diese gymnasiale Tradition anknüpfen, um ein traditionsreiches Sprachverständnis der Klassischen Philologie wieder zu Ehren zu bringen, ein Sprachverständnis, gemäß dem das Lateinische kein Sonderfall ist, der eine einzelwörtlich abbildende Nachahmung notwendig und erst durch die deutsche Übersetzung produzierte Verständnisprobleme unumgänglich machte. Gedacht ist an die in den für die deutsch-lateinische Übersetzung erstellten sprachvergleichenden Arbeiten des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts dokumentierte wichtige Erkenntnis, dass das Lateinische und das Deutsche wie alle Sprachen verschiedenen Ausdrucksverfahren verschiedene Funktionsmöglichkeiten zuweisen. Daraus folgt, dass eine Übernahme der Ausdrucksverfahren dazu führen kann, dass sie in der zielsprachlichen Version ganz verschiedene Funktionen ausüben und der Abstand zum ausgangssprachlichen Text gerade aufgrund der Gleichheit der Verfahren nicht geringer, sondern größer wird. Ein nach wie vor mit größtem Gewinn zu lesendes Beispiel für die Arbeit mit dieser Prämisse stellt Karl Friedrich von Nägelsbachs »Lateinische Stilistik für Deutsche« vor (bearbeitet von Iwan Müller, Berlin, 9. Auflage 1905 [und Nachdrucke]). Von Nägelsbach schrieb wie andere Praktiker aus einer didaktischen Sicht und aus dem gymnasialen Alltag heraus für gegenwärtige und zukünftige Kollegen und sah, dass didaktisch gut gemeinte Reduktion auf die genaue Verrechnung eines Ein-

zelwortes in der einen Sprache mit einem Pendant in der anderen allzu leicht zu Missverständnissen bei den Lernenden führen könne. So wählte er, teils in Vorwegnahme in jüngerer Zeit von der Linguistik auch terminologisch erfasster Einsichten, das Modell einer Topik, das aus sprachlichen Elementen erst deren mögliche Funktionen zu erfassen und dann die diesen Funktionen entsprechenden sprachlichen Elemente in der Zielsprache zu suchen vorsieht.

Damit war auch ein Ausweg aus der Aporie gewiesen, die sich aus der Opposition von (gewünschter) Treue und (gefürchteter) Freiheit für die didaktische Praxis ergab. Das Übersetzen, zumal literarischer Texte, ließ sich nun als vergleichende Tätigkeit betreiben, in der nicht isolierte Elemente, sondern Ausdrucksfunktionen einander entsprechen sollten. In der Elementargrammatik wurde das ja schon ganz selbstverständlich geübt: Dass die Funktionen, die bestimmte und unbestimmte Artikel oder Possessivpronomina im Deutschen wahrnehmen, nicht von entsprechenden Lexemen im Lateinischen wahrgenommen werden, heißt nicht, dass die Funktionen nicht existierten, sondern lediglich, dass sie von anderen sprachlichen Elementen ausgeübt werden, z.B. über Kasusendungen, Wortstellung oder Kontext. Gleichmaßen kann das Lateinische in manchen Fällen einen Gegensatz in Stellungsfiguren und dem Verzicht auf Konjunktionen ausdrücken, während das Deutsche dort Wörter wie »zwar ... aber« und »während« benötigt. In anderen Fällen kann der Ausdruck prosodischer, rhythmischer oder metrischer Elemente aus der einen Sprache durch Lexeme, Morpheme oder Interpunktion in der jeweils anderen eine besonders treffende Wiedergabe darstellen, in wieder anderen Fällen entspricht eine Verbalisierung des Ausdrucks einer Substantivierung, eine Unter- einer Gleichordnung, eine Wiederholung einer Auslassung usw.

Aus dem Gesagten ergeben sich, wenn auch nur sehr weit zu fassende und grobe Leitlinien, denen die Übersetzungen in der *Bibliothek* insgesamt wie auch in deren hier vorliegendem Band folgen möchten. Syntaktische Elemente begrenzen gemäß den ihnen in der Ausgangssprache zukommenden Möglichkeiten die Menge wählbarer semantischer Elemente, sind selbst aber nur dann Kandidaten für die Übernahme, wenn ihrem zielsprachlichen Äquivalent eine gewählte semantische Funktion ebenfalls zukommt. Wir könnten von einem semantischen Repertoire syntaktischer Elemente sprechen, das in Ausgangs- und Zielsprache ähnlich oder verschieden angelegt sein kann. Ist letzteres der Fall, kann das syntakti-

sche Element nicht übernommen werden, weil es in der zielsprachlichen Version Verständnisprobleme verursacht, die in der ausgangssprachlichen Version nicht vorhanden sind. Nur wo der Ausgangstext Brüche erzeugt, z.B. gegenüber einer als zeitgenössisch vorgestellten *langue* (als Grundlage der Sprachwirklichkeit) oder einem belegten literarischen Register, soll dieses auch im Zieltext möglich sein. Diese Perspektive auf syntaktische Elemente lässt sich auf andere wie z.B. prosodische und metrische erweitern: Es ist weniger eine Frage der ästhetischen Wertung, ob ein antikes Versmaß nachgeahmt werden soll, als vielmehr die Frage, ob direkte Nachahmung überhaupt unter Berücksichtigung von Funktion und Wirkung möglich ist. Schauen wir dazu auf mögliche Prämissen wie die, dass die grundsätzliche Differenz zwischen der lateinischen Dichtung (auch der Spätantike), die sich der Metrik vor allem als eines Systems der Einteilung von Zeit, und der deutschen, die sich ihrer als einer Organisation von Betonungen und Akzenten bedient, keine Übertragung von Einzelelementen ohne erhebliche Veränderung erlaube, dass des Weiteren die Realisierung desselben Versmaßes wie die des Hexameters unter äußerlicher Vergleichbarkeit verdeckt, dass in den Traditionen und metrischen Systemen beider Sprachen dieses selbe Versmaß ganz verschiedene Positionen einnimmt, oder dass metrische Nachbildung nicht selten unnötig künstliche Verfremdung erzeugt – alle diese Prämissen, die in Argumente für den Verzicht auf metrische Übersetzungsversuche erweitert werden können, sind letztlich Variationen der oben skizzierten Maxime: Das semantische Repertoire zielsprachlicher Elemente bestimmt, ob ein ausgangssprachliches Element isoliert und in gleicher äußerer Gestalt übernommen werden kann, um eine seiner Funktion im Ausgangstext möglichst vergleichbare Relation zwischen dem Element und seiner neuen zielsprachlichen Umgebung zu markieren. Nicht zu übernehmen sind entsprechend solche Elemente, deren funktionale Eignung nicht gegeben ist oder deren Privilegierung gegen die Hierarchie der Bezeichnungsmöglichkeiten in der Zielsprache verstösst und sozusagen um ihrer selbst willen und auf Kosten der im Ausgangstext gegebenen Verständlichkeit eingesetzt wird.

Aber auch ein solches Funktionsprinzip kann die grundsätzlichen Herausforderungen des Übersetzens nicht im Allgemeinen oder für alle Fälle auflösen. Übersetzungen sind ja auch deshalb gegenüber Kommentaren und Erörterungen in einer schwierigeren Lage, weil sie dazu verpflichtet, sich immer für eine einzelne und gegen eine oder mehrere andere mögli-

che Varianten zu entscheiden. Entsprechend werden erläuternde Anmerkungen zu Übersetzungsfragen auf ein Minimum beschränkt, zumal die zweisprachige Ausgabe der Leserschaft erlaubt, Entscheidungswege und mögliche andere Optionen nachzuvollziehen.

Idealerweise bildet die Übersetzung den Abschluss der philologischen Erschließung eines Textes, in der Praxis darf sie aber gerade im Hinblick auf die spätere Antike auch als Initiatorin philologischer Forschung ihren Platz beanspruchen. In vielen Wörterbüchern, Grammatiken und Synopsen eines Faches, das seinen Schwerpunkt in früheren Jahrhunderten zu verankern pflegte, sind nicht wenige sprachliche Phänomene der spätantiken Latinität kaum oder unter Vorannahmen berücksichtigt, die der Eigenständigkeit der lateinischen Literatursprache unseres Zeitraumes nicht immer gerecht werden können. Die Texte sind geographisch und kulturell heterogen und damit unterschieden von den tendenziell eher homogenen Bedingungen, unter denen literarische Produktion und Rezeption z. B. im ersten Jahrhundert vor und nach Christus in Rom stattfand. Eine unmittelbare Konsequenz daraus ist die Entscheidung für eine flexible Übersetzungspraxis, die z. B. bei Anspielungen, mythologischen Eigennamen oder Periphrasen zwischen erklärend-entfaltender Übertragung und direkter Wiedergabe variiert, ebenso zwischen eher ausgreifenden und vereinfachenden Verfahren oder auch zwischen Ansätzen wechselt, die die Kontinuität zu Leseerfahrungen mit und Vorstellungen von Übersetzungen älterer (antiker) Texte suchen, und solchen, die die Differenz dazu suchen. Sie sind alle dazu geeignet, weniger eine abbildende, als vielmehr die dialogische Beziehung zu markieren, die sowohl zwischen lateinischen und deutschen Texten als auch zwischen lateinischen Texten des vierten bis sechsten Jahrhunderts und denen der früheren Antike besteht.

Zu diesem Band

Die Gedichte sind lose gruppiert; die Götter der Liebe stehen am Anfang (Nr. 1–9); es schließen sich poetische Liebesbekundungen der menschlichen Akteure an (Nr. 10–15), Gedichte über die Rose, die zum Bild des Erblühens von Liebe und Sexualität wird (Nr. 16–20) und längere mythologische Kompositionen (Nr. 21–23), bevor, in chronologischer Ordnung, Hochzeitsgedichte für vornehme Persönlichkeiten der Epoche fol-

gen (Nr. 24–37). Der Anhang bietet eine Übersicht über alle Gedichte, eine Einleitung zu den Autoren und Werken sowie Erläuterungen zu den Details. Es folgt ein erklärendes Verzeichnis mythischer Namen. Ein Beitrag von Henriette Harich-Schwarzbauer, die auch Mitglied des wissenschaftlichen Beirates der *BLLS* ist, über »Eros und Mythos« verortet die Gedichte im spätantiken Diskurs über die Liebe; für ihre wertvolle Kooperation sagen wir herzlichen Dank.

Wir danken zudem Oliver Ehlen für seine Übersetzung des Hochzeitsgedichtes des Venantius Fortunatus, der *Fondation Hardt pour l'étude de l'Antiquité classique* für ihre Gastfreundschaft, die die Arbeit an dem Projekt gefördert hat. Für vielfältige Hinweise danken wir unserem Kollegen Thomas Riesenweber und allen Mitgliedern der Arbeitsgruppe *Bibliothek der lateinischen Literatur der Spätantike* sowie den Teilnehmern der *Didactica Eystettensia* des Jahres 2021. Bei der Redaktion der Manuskripte waren die studentischen Hilfskräfte Karolin Daferner, Philipp Buckl und Anna-Lena Held eine wichtige Unterstützung. Die Universität Münster hat dankenswerterweise mit finanziellen Mitteln, die seit längerer Zeit schon für die Arbeit an der spätantiken Literatur zugesagt waren, die Publikation ermöglicht.